

Belletristische Beilage zum sächsischen Erzähler.

Zur gemeinnützigen Unterhaltung für alle Stände.

Freund und Feind.

Novelle von Ludwig Habicht.

(Fortsetzung.)

Obwohl Alexandra der Liebling des Großvaters war, schien heut der alte Herr ihren Worten weit weniger Glauben zu schenken, als denen ihrer Schwester, er sagte kopfschüttelnd: „Soltest Du nicht zu hart gegen Lubowsky sein? Ich muß Dir bekennen, daß er auf mich einen außerordentlich günstigen Eindruck gemacht hat.“

„Und Du hast Recht, Großpapa“, rief Olga, die plötzlich all' ihre Schüchternheit abgestreift zu haben schien: „Ich habe immer gehört, daß Niemand einen Mann ungerechter beurtheilt, als seine ehemalige Geliebte.“

Der alte Graf war nicht wenig erstaunt über die Redheit seiner Enkelin. „Sieh da, das blonde, blöde Dings zeigt ja auf einmal die Krallchen, die sie so lange versteckt gehalten“, dachte er überrascht und er war noch mehr verwundert, daß sein Liebling, der bei der geringsten Gelegenheit leidenschaftlich auffuhr, den kühnen Angriff der jüngsten Schwester so ruhig hinnahm.

„Weil wir ihn dann in seiner wahren Gestalt sehen, nachdem der trügerische Schleier zerrissen, in der wir ihn selbst gehüllt“, bemerkte Alexandra mehr zu ihrem Großvater als zu Olga gewandt. „Und wenn mir noch an der Erbarmlichkeit Lubowsky's irgend ein Zweifel geblieben wäre, so hat mir Katharina für seine Nichtswürdigkeit die schlagendsten Beweise gegeben.“

„Die Frau seines Todfeindes“, rief Olga sogleich, die sich von dem finstern Blick ihrer Schwester durchaus nicht einschüchtern ließ und lebhaft fortfuhr: „Sie spricht freilich nur nach, was ihr von ihrem Mann eingeredet worden, aber Lubowsky hat mir noch gestern erzählt, wie falsch und treulos sich Ghula gegen ihn benommen.“

„So, weißt Du das wirklich?“ höhnte die Schwester: „Nun ich will Dir reinen Wein einschütten. Als der edle Baron sah, daß meine Freundin Katharina dem Grafen Ghula den Vorzug gab, da suchte er den Ruf seines glücklichen Nebenbuhlers zu untergraben, verbreitete über ihn die falschesten, häßlichsten Gerüchte und Verleumdungen und als er selbst damit sein Ziel noch nicht erreicht hatte, wußte er den Vater Katharinens zu täuschen und ihm die Nachricht beizubringen, daß sich der Graf im Weinrausch über seine Tochter an

öffentlicher Wirthstafel lustig gemacht habe und dem schlauen, heimtückischen Treiben Lubowsky's gelang es auch damals wirklich, die beiden Liebenden zu trennen; aber mit der ganzen Ausdauer und Energie, die dem Grafen Ghula eigen ist, wußte er endlich die geheime Quelle all' dieser schändlichen Verleumdungen zu entdecken und den Schurken zur Rechenschaft zu ziehen. Es kam zum Duell und man hat Lubowsky für todt vom Plaze getragen. Ghula flüchtete und da inzwischen der Vater Katharinens als Gesandtschaftssecretär nach Paris versetzt worden, so nahm er ebenfalls dorthin seine Zuflucht. Es kam jetzt zwischen den beiden Liebenden zu Erörterungen, Ghula konnte meiner Freundin die Beweise beibringen, daß all' die nichtswürdigen Verleumdungen von Lubowsky ausgegangen und daher ist es gekommen, daß meine schöne Freundin, zur Verwunderung der guten Pariser, dem Grafen Ghula so rasch die Hand gereicht hat.“

Sowohl der Großvater wie Olga hatten der Auseinandersetzung Alexandra's mit Aufmerksamkeit zugehört, für Beide war sie völlig neu. Als sich diese Vorgänge in Petersburg abgespielt, war Olga noch so jung, daß sie um solche Dinge sich wenig bekümmert, sie auch nicht erfahren hätte, trotzdem fühlte sie sich durch die Mittheilung der Schwester nicht überzeugt. Sie hatte noch gestern, kurz vor dem Balle mit Lubowsky allein geplaudert und ihn dabei mit kindlicher Naivität gefragt, was er sich denn bei der Schwester eingebrockt, daß sie ihn jetzt mit solcher Kälte behandelt und seine Antwort war gewesen: „die Ghulas haben mich bei ihr verleumdet und leider glaubt sie ihrer Freundin mehr als mir“, und sie war davon überzeugt, der theure verehrte Mann hat nicht gelogen, die Schuld war auf der andern Seite. Deshalb entgegnete sie kopfschüttelnd: „Ich glaube kein Wort davon.“

Alexandra zuckte die Achseln und blickte mitleidig auf ihre Schwester, als wollte sie sagen: „Deiner unreifen Jugend verzeihe ich ein solch' blindes Vertrauen.“

Graf Tschernischeff erhob sich, er hatte genug gehört, um sich ein eigenes Urtheil zu bilden. Wie ihm auch der energische Character Alexandra's sympathisch war, meinte er doch, daß ihre erkaltete Liebe gegen den Baron nicht völlige Gerechtigkeit üben konnte. Ihm schien nach den Zeitungsberichten die Schuld Ghula's wenig zweifelhaft und gerade die Mittheilungen seiner Enkelin bestärkten ihn in dieser Annahme. Der ungarische Graf trug also schon einen alten, unverföhnlichen Groll gegen seinen

selbstern Feind im Herzen, der bei der nächsten Berührung wieder zum Ausbruch gekommen. Wahrscheinlich hatte Ghula nicht die bestimmte Absicht gehabt, seinen Gegner zu tödten, aber sie waren einmal aneinander gerathen, hatten von ihren Waffen Gebrauch gemacht und der arme Baron war dabei unterlegen. Der alte Herr hielt es deshalb für seine Pflicht, von seiner Wissenschaft der Polizei Anzeige zu machen, um zur Aufhellung der dunklen Angelegenheit nach Möglichkeit beizutragen, und ohne seine Enkelinnen von diesem Schritt in Kenntniß zu setzen, ließ er seinen Wagen anspannen und fuhr direct zum Chef der Polizei.

Das furchtbare Ereigniß machte in den vornehmen Kreisen der französischen Hauptstadt nicht wenig Aufsehen und je mehr man die Einzelheiten davon erfuhr, je dunkler und geheimnißvoller wurde das Ganze. Bei näherer Besichtigung der Leiche stellte sich heraus, daß der Ermordete auch all seines Geldes und seiner Kostbarkeiten beraubt worden. Nicht nur dem Marquis d'Autour, auch andern Ballgästen war der werthvolle Schmuck aufgefallen, den die spanische Maske zur Schau gestellt. Die Juwelen allein mußten nach Hunderttausend geschätzt werden und von einem solchen Manne ließ sich wohl auch annehmen, daß seine Börse wohl gespickt gewesen. In seinen Taschen fand sich aber selbst nach der sorgfältigsten Durchsichtung auch nicht ein Sousstück. Es lag also ein Raubmord vor und selbst wenn man daran nicht zweifeln konnte, daß Ghula den Baron getödtet, war es doch kaum anzunehmen, daß ein ungarischer Graf, dessen Reichthum allgemein bekannt war, einen Raubmord begehen würde. Das erschien selbst denjenigen widersinnig, die sich sogleich über die Schuld Ghula's ihre feste Meinung gebildet hatten. Der Graf mußte also jedenfalls Helfershelfer gehabt haben, denen er zum Lohn die Verausabung des Reichthums gestattet.

Graf Ghula hatte vor und nach seiner Verhaftung fortwährend von einem Wagen phantasiert, der in der Nähe sein müsse und in dem seine Gemahlin ihn erwarte, aber trotz alles Suchens war in den benachbarten Straßen ein solcher Wagen nicht entdeckt worden, ja die Gräfin war gar nicht mehr in das Hotel zurückgekehrt. — Auch der Kutscher des öffentlichen Fuhrwerks, den der Graf mit August angerebet, war verschwunden und trotz aller polizeilichen Ermittlungen nicht aufzufinden. Dies wob einen noch dichterem, unheimlicheren Schleier um die düsteren Ereignisse der vergangenen Nacht. Was war plötzlich aus der Gräfin geworden? Wußte sie bereits von der Mordthat ihres Gemahls und hatte sie sich geflüchtet, oder war auch ihr irgend ein gefährliches Abenteuer zugestoßen? Und wie kam es, daß der Kutscher ebenfalls völlig verschwunden blieb? — Das waren Fragen, die alle Gemüther beschäftigten und deren Beantwortung man mit ängstlicher Spannung entgegenseh.

Der zweite Kutscher, den August in der vergangenen Nacht herbeigerufen, hatte zuerst den Namen des Kutschers genannt, die Nummer des Wagens den sein Kamerad gefahren, konnte er nicht angeben. Seine Aussage vermochte auch über das dunkle Er-

eigniß wenig Licht zu verbreiten. Er hatte nur gehört, daß ihm sein Kamerad zugerufen, die andere Herrschaft zu fahren, da er unbedingt den Herrn Grafen nach Hause bringen wolle; ihm war es so vorgekommen, als hätten sich zwei Herren um den Wagen August's gestritten, aber er war noch zu entfernt gewesen, um etwas deutlich zu verstehen. Er habe dann sogleich seine Herrschaft nach einem Palais am Boulevard St. Germain gefahren, während der große Herr in der hübschen Maske erklärt, er wolle zu Fuß nach Hause gehen.

Noch ehe man die Herrschaft ermitteln konnte, die der zweite Kutscher gefahren, meldete sich Graf Tschernisheff bei der Polizeibehörde und gab seine Wissenschaft zu Protocoll. Damit waren die Motive Ghula's zur That vollends bloß gelegt und an seiner Schuld konnte nicht mehr im Geringsten gezweifelt werden.

Bei seiner ersten Vernehmung schien den Grafen nur der Gedanke an seine Gemahlin zu beschäftigen; anstatt auf die Fragen des Beamten zu antworten, sprach er sogleich den Wunsch aus, man möge der Gräfin ja recht schonend sein und sein unseliges Abenteuer mittheilen, und als man ihm erklärte, daß seine Gattin auf die geheimnißvollste Weise verschwunden und bis zu dieser Stunde nicht aufzufinden gewesen sei, war anfangs Ghula ganz starr vor Schreck und Erstaunen und völlig der Sprache beraubt. Erst nach einigen Augenblicken vermochte er hervorzustammeln: „Mein Herr, das ist nicht möglich, machen Sie mich nicht wahnsinnig“, und er griff an seinen Kopf, der ihm zu sieden begann.

Auf die ruhige Entgegnung des Beamten: „Es ist wirklich so und wir erwarten von Ihnen eine Auflösung dieses Räthfels“, rief der Graf in voller Verzweiflung: „Meine Katharina! Sicher hat man sie mir entführt und es ist der Schurke Lubowski, der diesen höllischen Plan entworfen.“

„Wie wäre das möglich? Sie wissen nur zu gut, daß der Baron zu derselben Stunde ermordet worden.“

„D er hatte seine Helfershelfer und zum Glück mußte ihm die Nemesis erreichen, noch eh' er die Früchte seines furchtbaren Verbrechens einerntete. Aber ich beschwöre Sie“, ersuchte er in höchster Aufregung den Beamten, „wenden Sie alles an, um zu entdecken, wohin man meine arme Katharina geschleppt. Ich setze Ihnen als Preis mein halbes Vermögen.“

„Die nöthigen Schritte werden schon von Amtswegen erfolgen, jetzt aber muß ich Sie bitten, Herr Graf, meine Fragen zu beantworten.“

„Versprechen Sie mir erst die Gräfin zu entdecken“, entgegnete Ghula hartnäckig: „Setzen Sie die ganze Polizei von Paris in Bewegung, ich stehe für die Kosten, sie mögen noch so hoch sein.“

„In Ihrem eigenen Interesse, Herr Graf, wiederhole ich meine Bitte, mir vorerst auf meine Fragen Antwort zu ertheilen. Sie wissen, wie viel für Sie auf dem Spiel steht.“

„Nicht eher, als bis Sie mir geloben, Alles zu thun, was zur Auffindung meiner Gemahlin führen kann“, beharrte der Graf.

Alle Versuche des Beamten, den Gefangenen zur Verhaftung zu bringen, waren vergeblich. Nur die eine Vorstellung beunruhigte seine Seele, welches Schicksal seine theure Katharina erlitt, sein eignes war ihm völlig gleichgiltig. Vergeblich machte ihn der Beamte auf die Gefahr aufmerksam, in die er dadurch lief und wie er sich damit rettungslos in's Verderben stürze. Der Graf hörte gar nicht erst auf die gutgemeinten Warnungen, all' seine Gedanken wurden von der Sorge um seine Gemahlin aufgezehrt und selbst der Beamte wurde von dem Auftreten dieses Mannes seltsam berührt, dessen Herz mit jeder Faser in leidenschaftlicher, alles vergessender Liebe an seiner Gattin hing.

Auf eine weitere Vernehmung des Grafen mußte verzichtet werden, er wurde in das Gefängniß zurückgeführt. —

Graf Ghula versank in ein düsteres Hinbrüten, aus dem ihn nichts zu wecken vermochte. Selbst der Besuch seines Schwiegervaters, dem es endlich gelang, in seine Zelle zu bringen, übte auf ihn keine Wirkung. Als der bekümmerte Vater Katharinens ihm bekennen mußte, daß all' seine Forschungen nach dem Verbleib seiner Tochter vergeblich gewesen, brach der Graf in ein lautes Schluzen aus und der tiefgebeugte Mann suchte vergeblich, obwohl er selbst des Trostes bedurfte, die wilde Verzweiflung seines Schwiegerohnes zu beschwichtigen. Beinahe noch tiefer als der Verlust seiner Tochter berührte den alten stolzen Herrn die Schmach, daß sein Schwiegerohn eines solchen Verbrechens bezüchtigt wurde. Er war von der Unschuld Ghulas völlig überzeugt, denn er hatte den ritterlichen Character desselben genug kennen gelernt, aber all' seine Bemühungen, seinen Schwiegerohn aufzustacheln, das Aeußerste anzustrengen, um sich von diesem schändlichen Verdacht zu reinigen, waren vergebens. „Wenn mir meine theure Katharina verloren ist, dann ist mir auch alles Andere gleichgiltig und völlig werthlos“, sagte der Graf mit düsterer Schwermuth.

Der alte Herr kannte den festen, unbeugsamen Sinn seines Schwiegerohnes, er wußte, daß seine Vorstellungen doch vergeblich seien, schüttelte ihm zum Abschied tief gerührt die Hand und wenn seine Achtung für ihn hätte steigen können, so wäre es dadurch geschehen, daß er sah, wie treu und unendlich seine Tochter von Ghula geliebt wurde.

Am andern Tage fand sich auch Marquis d'Autour in der Zelle des Grafen ein und trotz seiner Niedergeschlagenheit verrieth Ghula ein Zeichen angenehmer Ueberraschung. Sein edles ritterliches Herz war stets für die Gefühle ächter Freundschaft empfänglich gewesen und er fühlte eine Art Genugthuung, daß er sich in dem Marquis nicht geirrt habe und d'Autour gerade im Unglück sich als Freund erwies. Auch jetzt war seine erste Frage nach seiner Gemahlin und als der Marquis mittheilte die Achseln zuckte, begann er sogleich mit leidenschaftlichem Eifer seinen Freund zu bitten, ebenfalls alles anzuwenden, um das räthselhafte Verschwinden der Gräfin zu ermitteln.

„Armer Freund! Ich habe bereits mein Möglichstes gethan“, entgegnete der Marquis voll inniger

Theilnahme: „mir wird es ein ewiges Räthsel bleiben, daß unsere verehrte Gräfin wie vom Erdboden verschwunden. Jedemfalls hat dem treuen August ein gleiches Schicksal erreicht, denn er ist seitdem ebenfalls nicht mehr gesehen worden.“

„Und deshalb glaube ich eben, daß er bei dem mir gespielten Schurkenstreich eine Rolle gespielt“, meinte der Graf und stützte dabei nachdenklich den Kopf in die Hand.

„Das halte ich für unmöglich. August ist ein treuer, zuverlässiger Bursche und selbst nachdem Sie ihn entlassen, kam er zu mir und erzählte mir mit Thränen in den Augen, wie gut Sie gewesen seien und wie er einen solch' lieben Herrn nie vergessen würde.“

„Ja ich habe ihn gern gehabt. Es war schade, daß er sich mit meinen alten Leuten so schlecht vertrug und er scheint mir wirklich eine Anhänglichkeit bewahrt zu haben, denn nachdem er mich erkannt hatte, erklärte er sogleich, daß er Niemand anders als mich fahren wollte. O ich Unseliger, konnte ich nicht auf meinen eigenen Wagen warten! Um vielleicht einer kleinen Verbrießlichkeit zu entgehen, zog ich mir dies furchtbare Unglück über's Haupt“, und der Graf starrte düster und schwermüthig vor sich hin.

Die Augen des Marquis ruhten wieder voll innigem Mitleid auf dem Antlitz des schwergebeugten Freundes. Erst nach einer längeren Pause legte er zärtlich seine Hände auf die Schultern des Grafen und sagte herzlich: „Ich beschwöre Sie, mein einziger Freund, überlassen Sie sich nicht diesem schmerzlichen Hinbrüten, das Sie vollends elend macht. Wir müssen jetzt alles anwenden, um ihre Unschuld zu beweisen, denn daß Sie, mein theurer Graf, keines heimtückischen Mordmordes fähig sind, davon bin ich so fest überzeugt, wie von meinem Leben.“

Ghula richtete ein wenig den Kopf in die Höhe und entgegnete bewegt: „Ich danke Ihnen, lieber Freund. Ihr Vertrauen thut mir wohl. Ja, Sie haben Recht, Graf Ghula würde wohl seinen unversöhnlichen Gegner im offenen Kampf getödtet haben, aber hinterrücks ihn anzufallen, das ist ihm völlig unmöglich.“

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

Ueber eine kürzlich vorgekommene Unterredung Sr. Maj. des Königs von Baiern mit der Gemeindevorstellung der Stadt Füssen erhält die Berliner „Deutsche Reichs Corr.“ aus München (und zwar, wie sie behauptet, aus bestunterrichteter Quelle) folgende Angaben, die wir, nachdem inzwischen auch bayerische Blätter dieselbe reproducirt, nun gleichfalls wörtlich wiedergeben: Der König empfing anfänglich die Deputation sehr freundlich, wenn auch in der Form gemessener, als es sonst seine Art ist; erst als der Bürgermeister in etwas bombastischer Weise den König der unwandelbaren Treue der hier vertretenen Bürgerschaft versicherte, welche fest und unerschütterlich zum Thron und zum Vaterlande stehen wolle, bemerkte der König etwas

gereizt: „Ich will das recht gerne glauben, aber es wäre doch wünschenswerth, daß statt der Worte Thaten sich zeigten.“ Als der Bürgermeister um Erläuterung dieser königlichen Worte bat, wies König Ludwig auf die übertriebenen Ovationen hin, welche dem preussischen Kronprinzen im Laufe des vergangenen Sommers erwiesen worden. Er wolle gar kein Hehl daraus machen, daß ihn diese Kundgebungen überrascht und an der hier betheuertem Loyalität irre gemacht hätten. Namentlich habe es ihn sehr verlegt, daß man in bayerischen Städten preussische Fahnen ausgesteckt habe. In Preußen würde es gewiß Niemanden einfallen, bayerische Fahnen auszuhängen, denn dort zeige man die Loyalität gegen den König und das Vaterland nicht nur in Worten, sondern auch in Thaten. In Baiern sei derlei früher nirgends vorgekommen und stehe auch jetzt gottlob! nur vereinzelt da. Als der Bürgermeister sich entschuldigen wollte über die Ovationen, welche übrigens keinen so lauten demonstrativen Character getragen hätten, wie Sr. Maj. vielleicht von böswilliger Seite berichtet worden, unterbrach der König den Bürgermeister mit den Worten: „Ich weiß Alles, bin ganz genau unterrichtet; hätte die Feier nur dem Kronprinzen als Sieger und Führer meiner braven Truppen gegolten, so wäre jedenfalls Zeit und Ort schlecht gewählt gewesen. Der Kronprinz, als er den Oberbefehl über meine Truppen im Juli 1871 in meine Hände zurückgab, erhielt damals in meiner Hauptstadt die ihm gebührenden Ovationen und meinen königlichen Dank. Im Sommer kam er aber nicht als Führer meiner Truppen, die wieder unter meinem Commando stehen, sondern er kam theils als Privatmann, theils als Inspector des Bundescontingents, und ein Anlaß zu einem derartigen Empfange, der dem Kronprinzen gewiß selbst nicht lieb gewesen sein mag, lag nicht vor.“ Der Bürgermeister, der mit mehreren Gemeindevetretern sofort nach dieser Audienz die Worte des Königs aufzeichnete, bemerkt ferner, daß der König ganz besonders über das Aushängen der neupreussischen Fahnen irritirt gewesen sei. Er (der König) habe im Laufe der Unterredung, die etwa 12 Minuten gedauert, sich an den Gemeindevetreter H. . . wendend, geäußert: „Man kann nicht ein guter Bayer und ein guter Preuze zugleich sein. Eines oder das Andere! Gut bayerisch sein schließt allerdings nicht aus, gut deutsch zu denken und zu fühlen, das habe ich, und das hat mein ganzes Volk bewiesen. Der deutsche Kaiser hat dies auch wiederholt anerkannt und mir auch persönlich herzlichst gedankt. Meine Truppen haben unter allen deutschen Soldaten die meisten Auszeichnungen vom Kaiser Wilhelm erhalten. Wollten Sie, meine Herren, Ihre deutsche nationale Gesinnung öffentlich bezeugen, warum haben Sie nicht neben unseren Landesfahnen die altherwürdige deutsche Fahne ausgehängt, die seit Jahrhunderten ein Symbol der Einheit und Freiheit des Gesamtvaaterlandes ist, warum denn neue preussische Fahnen, die im Norden volle Berechtigung haben, die im Süden aber immer als Demonstration gedeutet werden müssen?“ Der

König soll ausdrücklich bemerkt haben, „er wünsche lebhaft, daß seine Worte weiter erzählt und in weitesten Kreisen bekannt werden.“ Er wolle keine Zweifel über seine Gesinnung lassen, und wer loyaler Bayer sei, werde die Worte seines Königs zu beherzigen wissen.

(Eisenbahnunfall.) Auf der Bahnstrecke Berlin-Bromberg, unmittelbar an der Kreuzung bei Rakel, geriet in der Nacht vom Sonntag zum Montag zwei mit voller Dampfkraft fahrende Güterzüge, der eine von Berlin, der andere von Bromberg kommend, an einander. Der Zusammenstoß war ein furchtbarer, indem die Berliner Maschine unglücklicherweise in den Pack- und Dienstwagen des Bromberger Zuges hineinfuhr, so daß der Zugführer desselben, Vater von 8 Kindern, der Packmeister und ein Schaffner sofort getödtet und mehrere andere Personen schwer verwundet wurden. Die Leichen fand man später zerdrückt und gräßlich verstümmelt zwischen den in einander geschobenen Trümmern der Waggons vor. Wie verlautet hat der Bromberger Zug zu früh die Kreuzung passirt und ist es dem Locomotivführer nicht möglich gewesen, bei der jetzt herrschenden Glätte der Schienen seine Maschine zeitig genug zum Stehen zu bringen. Eine Locomotive nebst Tender und 7 Wagen sind thatsächlich in kleine Stücke zerschmettert, sowie 25 andere Wagen theilweise stark beschädigt worden.

Ein russischer Bauer in der Nähe von Smolensk hatte drei Kinder und keine Frau; denn diese war gestorben. Er wollte wieder heirathen, aber die Wittwe, um die er warb, sagte: „wenn deine drei Kinder nicht wären!“ Da lud der Bauer am 15. December vor. J., als es eine ächt russische Kälte war, seine drei Kinder auf den Schlitten, fuhr sie tief in den Wald hinein, schürte ein Feuer an, setzte die Kinder d'rum herum und verbot ihnen, wegzugehen, bis er sie hole. Die Kinder spielten mit dem Feuer, aber es ging bald aus, sie froren und weinten und riefen nach dem Vater, der sie aber nicht hörte, weil er weit davon in einem Dorfe bei der Wittwe saß, die keine Stiefkinder haben wollte. Ein anderer Bauer, der durch den Wald kam sah und hörte die Kinder und fürchtete sich, weil er sie für Erd- oder Waldgeister hielt. Dabeim aber schlug ihm das Weinen der Kinder immer an's Ohr und er fragte: sind das nicht die Stimmen der Kinder deines Bruders gewesen? Es war schon Nacht und er eilte zu dem Bruder: wo sind deine Kinder? — In einem anderen Dorfe zu Besuch! — Wo? — Was geht's dich an? — Antwort, wo? — Da und da! — Bei wem? — Der Vater wußte Niemand zu nennen. — Da lief der Onkel zum Richter im Dorfe und er nahm den Vater gefangen. Dann ging's in den Wald und zu dem erloschenen Feuerlein: die drei Kinder waren ganz still geworden; das älteste lag auf den beiden jüngsten, um sie zu erwärmen, aber es hatte nicht geholfen, sie waren alle drei erfroren und todt.